

MARTIN WEHRLE

# DIE RATTE

KRIMINAL  
ROMAN

BIBLI  
VINTO

der Stadtverwaltung und ihren Schächten mit warmer Abluft ferngehalten.

Beide Behauptungen entsprechen nicht den Tatsachen. Wahr ist, dass jeder Bedürftige eine Übernachtungsmöglichkeit über unser Sozialamt erhalten kann, hierunter fallen zum Beispiel die ›Männerwohngelände Tötzstraße‹ und die ›Frauenwohngelände am Stadtpark‹.

Diese Einrichtungen entsprechen – entgegen der Darstellung in der Reportage – sowohl unter Aspekten der Hygiene als auch unter solchen der Sicherheit den Standards. Als Bürgermeister habe ich dort selbst genächtigt, um mich zu vergewissern, dass es sich um ein Hotel für jedermann handelt.

Ebenso ist es falsch, dass unser Ordnungsdienst gezielt Obdachlose vom Rathausgelände vertreibt. Vielmehr wird die Hausordnung, welche ein nächtliches Betreten des Geländes untersagt, unabhängig vom sozialen Stand einer Person umgesetzt.

Darüber hinaus ist es unwahr, dass Obdachlose hungern müssen. Durch das Angebot mehrerer Tavernen, die wir in Kooperation mit örtlichen Geschäftsleuten anbieten, ist auch bei Minderbemittelten für eine ausreichende, kostenlose und hochwertige Ernährung gesorgt.

*Volker Kleinjohann, Bürgermeister*

Im Großraumbüro übergab ich den Text Ben Steiners, unserem Volontär mit der gebleichten Igelfrisur. Fast rund um die Uhr hatte er Kopfhörerstöpsel in den Ohren, und so wie andere Leute Mundgeruch verbreiteten, verströmte er penetranten Hardrock. Die Zahl der Bassschläge lag in der Regel über 120 pro Minute.

Zur Feier des Tages pulste er die Stöpsel aus den Ohren. Er hatte Iris bei der Reportage begleitet. Je länger er las, desto mehr verfinsterte sich sein Gesicht: »Mensch, das ist doch alles Quatsch. Billige Propaganda. Kein Wort wahr.«

»Ich sehe schon, Sie haben in Ihrer Ausbildung gelernt, Behauptungen mit Fakten zu belegen.«

»Iris und ich haben gesehen, wie der Sicherheitsdienst die Obdachlosen vom Rathausgelände gescheucht hat. Das war eine Treibjagd, einer ist dabei gestürzt und lag später im Krankenhaus.«

»Wenn jemand mit 1,8 Promille stürzt, sind nicht immer die anderen schuld«, sagte ich. Die Krankenakte war mir zugespielt worden.

»Sprechen Sie von unserem Bürgermeister?«

»Werden Sie nicht frech!«

Ach, hätte Gleim doch diesen Wortwechsel verfolgt! Ich schlug mich gut als seine Stellvertreterin auf Erden, fand die leitende Redakteurin in mir. Meine innere Journalistin dagegen schämte sich zutiefst: Iris hatte mir selbst geschildert, wie der Mann zu Fall gekommen war, so brutal waren die Sicherheitsleute vorgegangen.

Ben Steiner sah mich skeptisch an. »Mensch, warum verteidigen Sie den

Bürgermeister? Sie sind Ressortleiterin, nicht die Pressesprecherin des Rathauses!«

Das Großraumbüro hatte Ohren, jemand kicherte hinter meinem Rücken – ein Geräusch, das wahrlich selten vorkam seit den jüngsten Entlassungen. Ich ärgerte mich über den Lacher, ließ es mir aber nicht anmerken.

»Mein Vertrag, Herr Steiner, läuft nicht in drei Monaten aus«, konterte ich. »An Ihrer Stelle würde ich einer Jobalternative im Rathaus nichts Schlechtes nachsagen.«

Er schluckte. »Schon klar, nach meinem Volontariat gehen hier die Lichter für mich aus. Aber ich habe es doch selbst gesehen: Die Tafel wird früh morgens von armen Familien abgegrast. Bis die Obdachlosen kommen, liegen da nur noch ein paar Kartoffeln rum, und die bekommen sie nicht gekocht. Beim Männerwohnheim hat die Stadtverwaltung den Etat gekürzt, es wird jetzt nur noch einmal pro Woche geputzt und riecht wie ein Bahnhofsklo. Und das Frauenhaus ist überfüllt wie eine Geflügelfarm, seit die Stadt eine Wohnung darin auch noch privat vermietet hat. Jetzt ist noch nicht mal mehr für die geprügelten Ehefrauen genug Platz, geschweige denn für Obdachlose.«

»Sie haben Frauen gerade mit Hühnern gleichgesetzt! Hören Sie genau hin, ich rede nicht: gack, gack, gack!«

Eine leichte Röte stieg in sein Gesicht. »Mensch, legen Sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage.«

»Falls Sie es noch nicht bemerkt haben: Es ist Ihr Beruf, Wörter auf die Goldwaage zu legen; Sie sind Journalist. Und jetzt sorgen Sie dafür, dass diese Gegendarstellung gedruckt wird. Wort für Wort.«

»Zu Befehl!«, sagte er.

Kaum hatte ich mich umgedreht, setzten die Bässe wieder ein. Er hörte »Highway to hell«.

»Hallo, Gero, alter Kampfgenosse! Wie ist die Lage?«  
»Ich würde sagen: stabile Seitenlage. Gut laufende Verlagsgeschäfte sehen anders aus. Aber da kannst du ja ein Lied von singen.«  
»Deshalb rufe ich an.«  
»Ich soll dir einen Gefallen tun?«  
»Woher weißt du ...?«  
»Weil du mir auch einen Gefallen getan hast.«  
»Du meinst den doppelten Entsorgungsfall? War mir ein Vergnügen, zwei deiner übereifrigen Möchtegernschreiberlinge abzusägen.«  
»Du hast mir zwei teure Prozesse erspart!«  
»Könntest du das Gleiche jetzt für mich tun?«  
»Doppelentsorgung?«  
»Eher ein Dreierpaket. Die wollen einfach nicht von alleine gehen.«  
»Drei sind heikel. Was, wenn sie miteinander sprechen?«  
»Die werden nicht sprechen – die schnappen gierig zu!«  
»Und wenn sie doch was wittern?«  
»Dann sitzen sie längst in der Falle.«  
»Her mit den Namen!«  
»Du bist wirklich ein Kumpel.«  
»Ich bin Egoist. Das nächste Mal hilfst du mir wieder.«

»Antreten, Mikula!« Mit diesen Worten hatte Gleim mich zu sich bestellt. Doch mein Versuch, im Vorzimmer an Grisu vorbeizuspazieren, scheiterte furios: Der kleine Rotschopf, im lila Kostüm mit weißer Bluse, sprang mir energisch in den Weg und parkte mich in der Sofaecke zwischen. Nachdem sie den Chef wichtigtuerisch über die Sprechanlage informiert hatte, begleitete sie mich zur Bürotür, damit ich mich auch ganz sicher nicht verließ. Ihr feines Grinsen ließ nichts Gutes erahnen.

Ich betrat das Chefbüro und sah ihn sofort: Er lauerte neben dem Schreibtisch. Sein Anblick versetzte meinen Körper in Alarmbereitschaft: Mein Atem beschleunigte, Schmerz bohrte sich in mein Bein, und meine Hände waren schlagartig nass wie frisch gefangene Fische. Und ebenso kalt.

Die Erinnerung riss mich in die Vergangenheit zurück. Bilder stürmten über meine Netzhaut. Es war Oktober gewesen und später Nachmittag, die Felder atmeten schon Nebel, der dicht über den gelbbraunen Grasflächen hing. Ich hatte meine Hausaufgaben gemacht, ein Referat über Erich Kästner, und wollte noch eine Runde joggen, ehe es dunkel wurde.

Das heißt: Joggen wollte ich eigentlich nicht, nur drei, vier Kilo meistbietend abgeben, denn als Jugendliche fand ich mich immer zu dick. Ich war fünfzehn. Wenn mir ein Junge hinterhersah, fürchtete ich, seine Augen führten nur einen spöttischen Dialog mit meinem dicken Hintern.

Die Abenddämmerung war dabei, das Herbstlicht mit dunklen Fäden zu durchziehen, ich musste schnell aufbrechen. Ich schnürte meine Joggingsschuhe, sprang aus dem Haus und legte zügig den ersten Kilometer zum Tenger Forst entlang der Landstraße zurück. Die Autos fuhren bereits mit eingeschaltetem Licht. In einer halben Stunde würde es dunkel sein.

Auf dem Waldparkplatz fiel mir ein Kombi mit vergitterter Ladefläche auf. Ich dachte mir nichts dabei und bog in den Waldweg ein. Das rostbraune Laub auf dem kleinen Trampelpfad lag so hoch, dass ich meine Beine beim Joggen wie in hohem Schnee anheben musste. Das Rascheln klang nach der Flucht eines Tieres, es war durch den halben Wald zu hören.

Beim Laufen dachte ich über das Laub nach. Wie konnte es im Herbst seine Farbe wechseln? Woher wusste es überhaupt, wann Herbst war? Und wie kam es, dass nicht alle Blätter gleich gefärbt waren? Jedes trug sein ganz eigenes Farbmuster. Mein heißer Atem bildete kleine Wölkchen in der kalten Luft.

Er kam aus einem Gebüsch vor mir gestürmt, ich weiß es noch genau: wie ich wendete und anfang zu rennen; wie ich um Hilfe schreien wollte, aber nur ein tonloses Ächzen hervorpresste; wie ich spürte und hörte und nicht wahrhaben wollte, dass er immer näher kam; wie mich das hohe Laub, in dem meine Füße umso weniger Halt fanden, je schneller

ich lief, immer mehr ins Wanken brachte; und wie ich schließlich stürzte, ohne mit den Armen zu rudern, ohne Gegenwehr, als wären meine Glieder versteift.

Mein Kopf landete auf dem Laub. Noch heute fand ich den modrig-fauligen Geruch des Herbstlaubs unerträglich.

Sekunden später spürte ich ihn: seinen Speichel, den brennenden Schmerz, mein eigenes Blut. Ich spürte alles, und ich spürte doch nichts. Ich fühlte mich tot wie das Laub, in dem ich lag, abgeschüttelt vom Baum des Lebens. Ich wollte zerfallen und vermodern.

Als man mich schließlich fand, um neunzehn Uhr – meine Eltern hatten eine Suchaktion angestoßen –, hatte ich schon viel Blut verloren. Niemand machte mir einen Vorwurf, aber der Arzt wollte doch wissen, warum ich nicht versucht hatte, den Wald zu verlassen. Mit meinen Verletzungen hätte ich durchaus noch gehen können.

Ich war hilflos liegen geblieben, aber innerlich hatte ich einen Weg gefunden, die Situation zu kontrollieren: Ich zählte, zum ersten Mal in meinem Leben zählte ich ganz bewusst. Ich zählte, wie oft mein Herz seine Spitzhacke von innen gegen meinen engen Hals rammte. Als der Suchtrupp der freiwilligen Feuerwehr mich fand, hatte mein innerer Pulszähler 10 398 Schläge registriert.

Von diesem Tag an zählte ich alles, was sich zählen ließ: die Verkehrsschilder auf meinem Schulweg, die Stifte in meinem Mäppchen, die Ausrufungszeichen in einem Text aus dem Unterricht, die sichtbaren Zähne im sprechenden Mund eines Lehrers oder die Rippen und Stücke von Schokoladentafeln.

Der Kinderpsychologe, mit dem ich fortan jede Woche einmal verabredet war, nannte das Arithmomanie, ein Wort mit zwölf Buchstaben, in dem »i« und »m« jeweils zweimal vorkamen. Ich sah es nicht als Krankheit, nicht als »Zahlenwahn« (zehn Buchstaben) oder »Zählzwang« (neun Buchstaben), wie es übersetzt hieß, sondern als Gewinn: Bis dahin war ich blind durchs Leben gelaufen, ich hatte nicht einmal gewusst, wie viele Tage ich schon auf der Welt war (zum Zeitpunkt der Hundeattacke waren es 5575), wie viele Schritte mein Weg zum Schulbus ausmachte (1266) oder wie viele Wörter auf eine A-4-Seite in mein Schulheft passten (zwischen 137 und 153, je nach Wortlänge).

Silvia, meine beste Freundin, zeigte mir einen Vogel, als ich sie über die Zahl der Karos auf einer Seite ihres karierten Blocks informierte. Und die Zahl ihrer Schritte zwischen Tisch und Klassenzimmertür war für sie völlig uninteressant. Deshalb schaltete ich meinen inneren Rechner zwar bald auf stumm, aber nie wieder aus. Die Welt war für mich berechenbar geworden, ein Zahlengebäude, in dem ich jeden Raum kannte. Sie konnte mich nicht mehr überrumpeln wie damals diese Bestie im Tenger Forst.

Gleim war meinem Blick zum Boden neben seinem Schreibtisch gefolgt. »Wie oft muss ich es noch sagen: Kanone tut Ihnen nichts!«

Mein Herz hämmerte wie das Schlagzeug zu »Highway to hell«. Meine schweißnasse Hand hing angespannt über meiner Handtasche mit dem Pfefferspray. Abgesehen davon, dass Kanone kein sehr vertrauenserweckender Name für einen großen schwarzen Terrier war, misstraute ich allen Hunden. Und noch mehr ihren Besitzern. Damals, als der Köter über mich hergefallen war, hatte sein Herrchen den unsichtbaren Dritten gespielt. Der